

„Es hat sich viel getan“

Petra Zimmermann

pro familia, Kassel, Panel „Reproduktive Freiheit von Menschen mit Behinderung“

Dieser Kongress war ein guter Anlass, Resümee zu ziehen über 25 Jahre Beschäftigung mit dem Thema sexuelle Rechte von Menschen mit Behinderungen. Ich starte mit dem Positiven: es hat sich in den letzten 25 Jahren viel getan, wurden wir früher nur gerufen, wenn „etwas passiert“ war – und „das“ sollte möglichst schnell wieder verschwinden. Und all unsere Bemühungen für Aufklärung und Sexualpädagogik zu werben, wurden mit dem Satz „nur keine schlafenden Hunde wecken“ abgetan. Auch das Argument, dass gar kein Wissen über sexuelle Zusammenhänge oder den eigenen Körper vorhanden und dass es somit kein Wunder sei, wenn dann auch mal etwas passiert, konnte nichts bewirken. Das ist heute anders. Das Thema ist besprechbar geworden, und es gibt in vielen Einrichtungen die Direktive, sich zu kümmern. Nicht zuletzt die vielen Berichte über sexuelle Gewalt in Einrichtungen, wie zum Beispiel in der Odenwaldschule oder in Einrichtungen der Kirchen haben dazu geführt, dass auch die Heimaufsicht das Thema auf dem Schirm hat. Das ist aber auch gleichzeitig ein Dilemma. Es war möglich, im Windschatten der Prävention sexueller Gewalt auch Möglichkeiten von sexueller Bildung zu etablieren. Aber das Thema sexuelle Gewalt geht immer voran und wird immer mitgedacht. So wird das Thema Sexualität in der Regel zuerst mit Schwere und Gefahr verbunden, und es muss kontrolliert und eingriffen werden. Aber wie wir wahrscheinlich alle wissen, Liebe und Sexualität können tatsächlich auch wehtun, man kann Liebeskummer und noch viel mehr bekommen und trotzdem wollen wir alle ja auch nicht verzichten. Menschen lernen durch Erfahrung und nicht durch Verbot und Kontrolle. Mir scheint, der Widerstand gegen die sexuellen Rechte von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen ist noch immer vorhanden, äußert sich nur viel subtiler und ist manchmal sehr versteckt und nicht leicht zu durchschauen. Zu merken ist es auch daran, dass Mitarbeiter_innen oder Eltern sagen, „wir haben ja nichts gegen einen Freund, aber doch nicht der“. Da wird die Messlatte, was eine gute Beziehung ist, was ein richtiger Freund ist, sehr hoch gehängt, da wären wir ja vielleicht auch nicht immer auf der sicheren Seite. Begründet wird alles mit Sorge, Sorge, dass das „Kind“ leiden muss, Sorge, dass etwas „passiert“, und es werden zum Teil die alten Bilder hervorgeholt: „triebhafter Mann“ mit Behinderung und Frau mit Behinderung als Opfer. Auch dieser spezielle Blick zeigt, dass wir noch nicht so ganz weit gekommen sind, dass es schwer zu sein scheint, sich eine Frau mit Handicap vorzustellen, die Sexualität selbstbewusst nach ihren Wünschen und Vorstellungen und selbstbestimmt lebt, ebenso wie ein Mann mit Handicap, der ein einfühlsamer,

zärtlicher Liebhaber ist. Auch beim Thema Verhütung machen viele Frauen nach wie vor die Erfahrung, dass zum Beispiel die Gynäkologin mit den Begleiterinnen verhandelt und nicht mit ihnen selbst. Um das zu ändern, braucht es mehr Zeit und Kompetenz in leichter Sprache und insbesondere ein Umdenken. Um alles „sicher“ zu machen kommt es immer noch zur Verordnung der 3-Monatsspritze und nicht zum Üben, andere Methoden selbstbestimmt anzuwenden.

Auch beim Thema Elternschaft hat sich in den letzten Jahren etwas getan, aber es bleibt deshalb trotzdem so wie es Prof. Ursula *Pixa-Kettner*, Professorin für Psychologie, die zu Elternschaft von Menschen mit Behinderung forschte, schon vor vielen Jahren feststellte: die Kinder von Müttern mit intellektuellen Beeinträchtigungen sind die bestbewachtesten Kinder überhaupt, und es wird vor allem auf die Defizite geschaut und weniger auf die Sachen, die gut gehen. So kommt es immer noch schnell zu Inobhutnahmen. Frau *Pixa-Kettner* hat auch in ihren Forschungen bestätigt bekommen, „an Liebe fehlt es nicht“, was ja schon mal ziemlich viel ist. In Beratungen von Betreuer_innen oder Eltern scheint es noch immer so, wenn es bei ihren Klienten oder Kindern zu einer Schwangerschaft kommt, dass sie nicht richtig aufgepasst hätten, und die Situation ist ein großer Schrecken und nicht eine große Freude. Auch fehlt es an Einrichtungen, in denen Mutter und Vater mit ihren Kindern wohnen können, wenn überhaupt gibt es Mutter-Kind-Heime. So bringt mich mein Resümee zu der Feststellung, dass der „Spielraum“ der sexuellen Selbstbestimmung und der gelebten Sexualität von Menschen mit intellektuellen Beeinträchtigungen immer noch im Wesentlichen durch die pädagogisch Tätigen bestimmt wird. So ist die Sexualität vielfach nicht durch die Behinderung „behindert“, sondern durch mangelndes Wissen, Gelegenheiten, Unsicherheiten, subtile und offensichtliche Barrieren.

Zwei zentrale Punkte möchte ich noch ansprechen. Erstens: Das Recht auf Eigensinn. „Zu den Menschen- bzw. Grundrechten gehört das Recht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit und die Freiheit der Person. Dies impliziert auch das Recht, alles ganz anders zu sehen und machen zu dürfen wie die Eltern, BetreuerInnen bzw. AssistentInnen für einen entscheiden wollen, auch wenn diese Eigenständigkeit in deren Augen oft als „schwieriger Eigensinn“ erscheinen mag. Das Recht auf Eigensinn bringt die Idee der Menschenwürde wohl auf den zentralen Punkt.“ Damit zitiere ich Prof. Dr. Joachim Walter, Dipl.-Psychologe und Professor für Sozialpsychologie an der Evangelischen Fachhochschule Freiburg. Er hat zahlreiche wegweisende Schriften zur Situation und Sexualität geistig behinderter Menschen veröffentlicht. Zweitens: Das Recht auf Liebeskummer. Viele Eltern, aber auch Lehrer_innen und Erzieher_innen haben Sorge, dass die Menschen mit Behinderungen auf ihrer Suche nach Zärtlichkeit und Liebe enttäuscht werden könnten. Aus dem Gefühl der Verantwortung versuchen sie oft zu beschützen und halten

sie so in Unselbständigkeit. Aber alle Menschen lernen durch Erfahrung und nicht durch Verbot und Kontrolle. Auch wir lernen immer wieder durch unseren Liebeskummer.

Zum Schluss meine Wünsche an die Juristinnen: Ich habe in unterschiedlichen Einrichtungen erlebt, dass Eltern und/oder gesetzliche Betreuer_innen darüber entschieden haben, ob der Täter nach einer Vergewaltigung angezeigt werden soll. Verfahren werden nicht aufgenommen (weil die Frauen behindert sind), es braucht „leichte Sprache“, um sich zu verstehen/verständigen bei Polizei und vor Gericht.

Es gibt immer noch „Gefälligkeitssterilisationen“, die Eltern kennen jemanden, der jemand kennt... Hier braucht es entsprechende Aufklärung, dass das eine Straftat ist. Auch Ärzt_innen müssten gesetzlich verpflichtet werden, leichte Sprache zu lernen, die Erfahrung vieler Frauen ist, dass die Ärzte mit den Betreuern sprechen und nicht mit ihnen.

(Weitere) Veröffentlichungen zum Thema „Was dürfen gesetzliche Betreuer?“ sind wünschenswert. In diesen Bereichen wünsche ich mir die Unterstützung des Deutschen Juristinnenbunds e.V..

DOI: 10.5771/1866-377X-2017-4-172

Die Uhr, die nicht tickt – über das schlechte Image der kinderlosen Frau¹

Sarah Diehl

Autorin und Aktivistin, Berlin, Panel Sicherung der reproduktiven Gesundheit von Frauen

Als weiblicher Teenager sitzt man öfter irritiert vorm Fernseher darüber, welche miserablen Rollenvorbilder einem als Frau aufgetischt werden. Versucht man gerade die Freiräume für die eigene Lebensgestaltung zu ergründen, ist man plötzlich mit weiblichen Charakteren konfrontiert, denen zwar angeblich alle Türen offen stehen, die sich dann aber doch qua ihres biologischen Schicksals an Kind und Kegel binden lassen. Ich erinnere mich an einen solchen Moment bei dem Spielfilm Harry und Sally. Sally saß mit ein paar Freundinnen um einen Kaffeetisch herum, die Frauen sprachen darüber, dass die biologische Uhr nun ticken würde, quasi im Chor, und sie nun bald einen passenden Mann dafür finden müssten. Schon damals habe ich mich darüber geärgert, dass keine Frau aus dieser Runde ein anderes Lebenskonzept aufzeigte; die Angst vor der Endlichkeit der eigenen Gebärfähigkeit wurde als kollektive weibliche Erfahrung dargestellt, als wäre sie zwangsläufig an die Identität der Frau geknüpft. Wenn mir aber meine innere Uhr jetzt mit Mitte 30 etwas sagt, dann, dass ich im besten Alter bin, um ein Buch über gewollte Kinderlosigkeit zu schreiben. Denn dass mein Stündchen angeblich geschlagen hat, darauf weist mich weder mein Körper, noch meine Psyche, sondern einzig die Gesellschaft hin. Also habe ich mich und meine Freundinnen gefragt, warum Kinderlosigkeit bei Frauen eigentlich als ein solches Schreckgespenst aufgebaut wird. Kinderlose ebenso wie Mütter sind es gleichermaßen leid, ihren Lebensentwurf gegenüber dem vorherrschenden Mutterideal verteidigen zu müssen.

Mutterschaft ist vor allem in Deutschland kaum mit dem Bild einer autonomen Frau zu vereinbaren, und die Familienpolitik hat sich jahrzehntelang darauf ausgerichtet, dass Frauen die Ansprüche an ihre selbstbestimmte Lebensgestaltung wieder runterschrauben.

Denn es hat eine lange Tradition, Frauen einzubläuen, dass sie durch ihre Gebärfähigkeit unfrei sind und ihr Heil besser im Heim suchen, statt raus in die Welt zu gehen: Die Mär vom Mutterinstinkt, die im 18. Jahrhundert in den aufkommenden Naturwissenschaften und der Pädagogik etabliert wurde², eignete sich bestens, um jede Emanzipationsbestrebung von Frauen zu unterdrücken und wirkte als Propagandamittel, um Frauen an Kinder und das Heim zu binden und der Verfügungsgewalt von Staat und Ehemann zu unterstellen. Und sie hält sich bis heute im pseudowissenschaftlichen Allgemeinwissen. Wenn Weiblichkeit einen Bezug zu Leben, Liebe und Fürsorge darstellen soll und Frauen qua ihrer Natur eine Kompetenz für Pflege und Einfühlbarkeit unterstellt wird, kann ihnen daraus leicht ein Strick gedreht werden: Denn wenn sie dem nicht nachkommen, gelten sie als selbststüchtig, gefühllos und unnatürlich. Die „Natur“ scheint keine Freundin der Frau zu sein, denn sie wird rhetorisch immer gegen ihre Autonomie in Stellung gebracht. Dieser Absolutheitsanspruch der Mutterschaft erschwerte es den Frauen immer noch, ihre bitter erkämpften Freiräume aufrecht zu halten.

In den letzten fünfzig Jahren haben sich in Deutschland vor allem zwei Dinge getan, damit Frauen ein selbstbestimmteres Leben führen können. Zum einen können sie auch unabhängig von einem Ehemann auf eigenen Beinen stehen. Ihr finanzieller und sozialer Status wird nicht mehr durch ihre Heirat bestimmt. Zum anderen haben sie durch sichere Verhütungsmethoden und die Zugänglichkeit des Schwangerschaftsabbruchs die Kontrolle über ihre Fortpflanzung erlangt. Und siehe da: Frauen bekommen tatsächlich weniger Kinder. Und so lauert unsere Gesellschaft fast spöttisch auf die späte Reue der Kinderlosen, um ihr Frauenbild

1 Aus dem Buch „Die Uhr, die nicht tickt. Kinderlos glücklich. Eine Streitschrift.“, Arche Literatur Verlag, 2014.

2 Badinter, É. (1981). Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute. München: Piper. Vincken, B. (2011). Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos. Frankfurt a.M.: Fischer.